

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Reinhard Kaiser-Mühlecker
Enteignung

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

Es war Sommer, und seit Wochen drückte eine Hitze auf den Landstrich, wie ich sie hier nie zuvor erlebt hatte. Nur abends kam hin und wieder leichter Wind auf, und dann setzte ich mich mit offenem Hemd auf die oberste Stufe der kurzen Treppe in den Garten und trank ein Bier und atmete auf in der frischeren Luft.

In die Redaktion fuhr ich lediglich, wenn es sich nicht anders machen ließ. Zum einen war es in der Stadt noch drückender, zum anderen ging mir Parker seit einiger Zeit auf die Nerven. In einem fort versuchte er zu rechtfertigen, dass er jetzt mit der Rechtspartei zusammenarbeiten musste – seit der letzten Wahl, die noch nicht sehr lange zurücklag, stellte sie den Bürgermeister in der Fünfzigtausend-Einwohner-Stadt. Ich hatte den Eindruck, er rechtfertigte sich vor allem vor mir, weniger den anderen Kollegen, dabei hatte ich ihm bereits mehrfach gesagt, dass er das nicht brauche, denn es war mir vollkommen gleichgültig, was er tat.

»Sie gefallen mir nicht«, sagte ich, »und sie werden mir nie gefallen. Aber du bist der Chefredakteur, und du kannst es ja halten, wie du willst.«

»Du verstehst es nicht«, sagte er.

»Können wir nicht über etwas anderes sprechen?«

»Mach einen Vorschlag.«

Ja, worüber? Nichts geschah in jenem Sommer. So oft ich konnte, fuhr ich auf den Flugplatz im Norden der Stadt und startete eine Maschine und flog nach Süden, bis zu den Seen, kehrte über dem Gebirge um und flog bis an das walddreiche Grenzgebiet im Norden. Manchmal war mir, als werde das Fliegen mir langweilig, und das beschäftigte mich. Was bliebe mir? Ich hatte das Lesen, das Facebooken und Telefonieren mit meinen über die Welt verstreuten Freunden und Bekannten – Kollegen bei den Zeitungen und Zeitschriften, für die ich gearbeitet hatte –, meinetwegen auch meinen alten Ford Mustang ausgenommen, nichts sonst, das mir die freie Zeit vertrieb. Dann dachte ich wieder, dass ich nicht zu befürchten brauchte, was ich hin und wieder befürchtete: dass mir die Leichtigkeit, dass kaum etwas mich wirklich beschweren konnte, abhanden kam. Nein, sagte ich mir, es ist bloß eine Art Melancholie, welche die tragemachende, tatsächlich alles niederdrückende Hitze in mir ausgelöst hat, nichts weiter, sie wird vergehen, sobald die Hitze nachlässt.

Nicht immer ging ich ins Büro, wenn ich in der Stadt war. Mitunter hockte ich mich auch bloß in ein Lokal in der Altstadt und trank einen Kaffee und machte der Kellnerin – einer schwarzhaarigen Albanerin, die immer sehr enge Sachen trug – schöne Augen und fragte sie, ob

sie es sich überlegt habe, worauf sie lachte und mir ihre Hand mit dem schmalen goldenen Ring, auf dem ein durchsichtiger Stein saß, entgegenhielt.

»Hast du ihn immer noch nicht verlassen?«, fragte ich jedes Mal wieder.

Aber nicht einmal diese Wortwechsel machten mir noch rechte Freude. Ich überlegte schon, ein paar Tage zu verreisen – irgendwohin, wo es weniger heiß war; ich dachte an die Ostsee oder überhaupt gleich Skandinavien, in einer Beilage hatte ich etwas über Südschweden gelesen –, als ich Ines kennenlernte.

Ich hatte sie ein paarmal bisher gesehen und hatte mitbekommen, dass sie Lehrerin war und hergezogen aus der Hauptstadt vor noch nicht sehr langer Zeit, aber mehr hätte ich über sie nicht anzugeben gewusst. Und vielleicht lag es an meiner eigenartigen Stimmung, dass ich sie ansprach, oder es lag an dem Bedürfnis, diesen grausamen Sommer durch irgendetwas, irgendein Ereignis rascher vergehen zu lassen. Warum sonst hätte ich sie ansprechen sollen? Sie war hell, blond, und mir gefielen eher die Dunklen; und dann: Etwas mit einer aus dem Dorf anzufangen war mir noch nie in den Sinn gekommen.

Sie schob ihren Einkaufswagen quer über den Parkplatz direkt auf mich zu. Zuerst sah es aus, als gehörte der trotz der Hitze anzugtragende Mann, der nicht weit hinter ihr ging, zu ihr, aber auf einmal blieb er stehen und machte kehrt. Es war der Baubeauftragte der Gemeinde,

mit dem ich vor längerem einmal zu tun gehabt hatte und den ich auch auf dem Flugplatz manchmal sah. Unverkennbar seine Frisur, die wie ein Helm saß. Es war das Eröffnungswochenende des Supermarkts. Ein Hähnchenbrater stand davor – ein halbes Grillhuhn plus Bier um 5,50 –, und neben dem Eingang dröhnte der Kompressor, der Luft in eine gelbrote, neben den Toren für die Anlieferung aufgestellte Hüpfburg pumpte, in dem eben noch ein paar Kinder herumgetobt waren. Ihr Auto war neben meinem geparkt; die beiden rechten Räder standen auf der weißen Markierungslinie. Im Supermarkt hatte ich sie nicht gesehen, hatte aber überhaupt nicht sehr viel mehr bemerkt, als dass reger Zustrom herrschte – vor allem in der Fleisch- und der Getränkeabteilung war viel los gewesen; auch ich hatte mich mit Bier eingedeckt. Ich hätte sie nicht ansprechen müssen, hätte sie nicht einmal grüßen müssen. Hier machte man das zwar noch, man grüßte auch den Auswärtigen, aber ich, in den vergangenen Jahren fast nur in großen Städten lebend, hatte diese Gewohnheit abgelegt.

»Ist der auch im Angebot?«, fragte ich und zeigte auf den Inhalt ihres Einkaufswagens.

»Was?«, sagte sie.

»Der Gin«, sagte ich. »Ist der auch im Angebot? Das Bier ist dreißig Prozent herabgesetzt.«

Sie runzelte die Stirn und räumte die sechs oder sieben gelbetikettierten Flaschen und den Träger Tonic Water in den Kofferraum.

»Nein, ich glaub nicht«, sagte sie.

Sie schlug den Kofferraumdeckel zu, der beim ersten Mal nicht hielt, brachte den Einkaufswagen zurück und warf mir ein kurzes, bedeutungsloses Lächeln zu, bevor sie in ihr Auto stieg. Ich lehnte immer noch an meinem Mustang. Er war Baujahr 74, ich hatte ihn in Amerika gekauft und später hierher mitgenommen und war sehr stolz auf ihn und vermisste den Wagen wie einen Hund, wenn er, was derzeit leider allzu oft vorkam, in der Werkstatt stand.

Es ging gegen sechs, und es kamen immer noch welche angefahren, obwohl der Markt schon bald schloss. Der Hähnchenbrater hatte angefangen, seine Arbeitsplatte zu reinigen, nur noch ein paar letzte kleine Hähnchen drehten sich langsam am Spieß und schienen, obwohl kein Tropfen Fett mehr von ihnen fiel, mit jeder Umdrehung noch kleiner zu werden. Ich überlegte, noch an den Fluss zu fahren und mich ins Wasser zu werfen – das Einzige, was die Hitze für eine Zeit erträglich machte. Da die Autos so nah aneinanderstanden, wartete ich mit dem Einsteigen, bis die Lehrerin weggefahren wäre. Ich warf einen Blick auf mein Telefon: keine Anrufe, keine Nachrichten; ich steckte es wieder weg. Alle waren im Urlaub ... Ich wusste, dass ich später wieder in die Stadt fahren würde, zuerst bei der Albanerin etwas trinken und danach Christina anrufen würde, und mich ermüdete der Gedanke an ihre Stimme, die sagen würde: Ja, ich bin zu Hause ... oder: Ja, ich bin noch wach ...

Auch diese Müdigkeit war neu, und wieder dachte ich: Wenn nur diese Hitze endlich vorüber wäre ... Jemand, der eben über den Parkplatz ging, rief mir etwas zu, rief meinen Namen, und ich sah aus dem Augenwinkel, dass er die Hand zum Gruß gehoben hatte, und ich rief »Hallo«, ohne hinzusehen, und hob die Hand ebenfalls.

»Kannst du mir dein Handy leihen?«

Ich hatte nicht bemerkt, dass sie wieder ausgestiegen war.

»Klar«, sagte ich, holte das Telefon hervor, entspernte es und gab es ihr. »Brauchst du was?«

Die Brauen zusammengezogen, wählte sie eine Nummer und hielt das Telefon an ihr Ohr.

»Einen Mechaniker«, sagte sie und warf mir einen Blick zu.

»Was hat's denn? Springt er nicht an?«

Sie nahm das Telefon vom Ohr und gab es mir zurück.

»Nein«, sagte sie.

»Lass es mich versuchen.«

»Das war noch nie.«

»Ich versuche es.«

»Darf ich das Telefon noch einmal haben?«

Während sie erneut eine Nummer tippte, stieg ich in ihr Auto und betätigte den Anlasser, aber es tat sich nichts. Ich stieg wieder aus.

»Zu dumm, dass ich die Starterkabel nicht dabei habe«, sagte ich. »Normalerweise habe ich sie immer mit.«

»Ich muss nach Hause«, sagte sie.

Im Moment war niemand auf dem Parkplatz zu sehen. Eine noch junge Frau kam aus dem Supermarkt, gefolgt von einer zweiten mit Kleinkind im Tragetuch; beide schoben vollgeräumte Einkaufswagen, und auf einmal tauchten zwei Schwarze auf und nahmen ihnen die Wagen ab, lachend und scherzend, um sie für die Frauen zu schieben, ihnen beim Ausräumen zu helfen und später die Münze zu behalten, die drinsteckte – aber die Frauen, nach einer Schrecksekunde, entrissen ihnen die Wagen wieder und liefen daraufhin fast zu ihren Autos, und die beiden Männer riefen ihnen irgendetwas hinterher, lachten wieder und gingen zu ihren Rucksäcken im Schatten neben dem Eingang – waren die auch zuvor da gewesen? – zurück.

»Aber irgendwer wird bestimmt Kabel haben«, sagte ich, dabei an den Gemeindemann denkend. »Ich gehe fragen.«

Ein paar Minuten später stand ich wieder neben ihr und zuckte mit den Schultern. »Es scheint keiner welche zu haben. Aber ich kann dich nach Hause bringen, wenn du willst.«

Ich blickte noch einmal Richtung Eingang und fragte mich, wohin der Mann von der Gemeinde verschwunden war; ich hatte ihn nicht mehr gesehen.

Sie wohnte in einer Neubausiedlung, die an den Friedhof grenzte und in der ich noch nie gewesen war, weil

es sie in meiner Kindheit nicht gegeben hatte. Damals, zu jener Zeit, als ich hier so gut Bescheid gewusst hatte wie nie wieder an einem Ort, waren an der Stelle Wiesen gelegen, die niemand je gemäht hatte. Ich kannte die Siedlung nur vom Vorbeifahren. Die Häuser unterschieden sich lediglich in der Farbe – grellgelb oder blitzblau. Als ich langsam durch die Straße fuhr, spiegelte sich das Licht der Abendsonne in den vielen Glasflächen.

»Hier links«, sagte sie am Ende der Straße. Ich hielt. Auch dieses Haus sah aus wie alle anderen, nur dass es weiß war. Es war umgeben von einem winzigen Garten, sah aus, als säße jemand auf einem zu kleinen Handtuch. Eine Sonnenliege mit umgeklappter Lehne, ein durchgesessenes Modell aus den Siebzigern oder Achtzigern, stand nah am Gartenzaun, und überall lag Spielzeug herum.

»Was machst du morgen Abend?«

Sie griff nach ihrer Tasche.

»Gehst du mit mir essen?«

»Nein«, sagte sie.

»Und übermorgen?«

Sie lachte kurz auf. »Danke für deine Hilfe.«

Sie stieg aus, und ohne sich noch einmal umzudrehen, ging sie ins Haus, dessen Tür nicht verschlossen war.

Ich legte den Gang ein und fuhr an; kurz nachdem ich hochgeschaltet hatte, knallte es im Auspuff – eine Fehlzündung, wie sie von Zeit zu Zeit vorkam.

Zu Hause wartete der Kater auf mich. Er saß auf den

Hinterbeinen und stand auf, sobald er mich sah. Er kam, einmal verhalten maunzend, mit mir ins Haus, und ich öffnete eine Dose und kippte den Inhalt in seine Schüssel neben der Garderobe, und während er sich über das Fressen hermachte, strich ich ihm ein paarmal über den Kopf.

Dann holte ich mir eine Flasche Bier aus dem Kühlschrankschrank und machte die Tür in den Garten auf und setzte mich auf die Treppe und hörte dem fast lautlosen Rauschen der Bäume zu. Kein Geräusch drang von den Häusern der Nachbarn zu mir. Nach einer Weile kam der Kater, hockte sich vor mich und begann, sich langsam und ausführlich zu putzen. Ich sah ihm zu und meinte mich plötzlich zu erinnern, dass die Lehrerin Ines hieß. Als das Bier zur Neige ging, kam mir eine Idee für meine wöchentliche Glosse, und ich trank aus und stellte die Flasche weg und holte mein Notebook, setzte die Kopfhörer auf, öffnete das Programm und begann zu diktieren: »Was täten wir – oder die gesamte Menschheit, die solch brütender Hitze ausgesetzt ist wie wir in diesen Wochen – nur ohne die segensreiche Erfindung des Kühlschranks . . .« In zehn Minuten war der Text fertig, ich las ihn durch, fügte einen Satz ein, kürzte einen anderen und schickte das Dokument an die Redaktionsassistentin. Danach räumte ich den Computer weg und setzte mich wieder. Schläfrig geworden, hörte und sah ich dem Blättertanz zu, den kleinen Füßchen in der Luft, als die sie mir da erschienen. Der Kater hatte sich hingelegt und

schnurrte leise. Als ich endlich aufstand, stand auch er auf und streckte sich. Ich stieg die knarzende Treppe hoch ins Obergeschoß, in dem Schlafzimmer und Bad lagen. Kaum wäre ich vor fünf Jahren hierher zurückgekehrt, hätte mir meine Tante nicht dieses Haus hinterlassen, in dem ich jeden Winkel kannte, weil ich, das Waisenkind, der Einzige, der das Bootsunglück überlebt hatte, hier aufgewachsen war.

Am nächsten Morgen weckte mich ein Anruf von Parker. Ich sah auf die Uhr, es war kurz nach sieben. Die Sonne schien, und das Licht drang in den dichten, schweren Stoff der Vorhänge und verlieh ihnen eine Farbe, eine Weichheit, die sie sonst nie hatten und die mich an das Aufwachen an gewissen, feierlichen Tagen in der Kindheit erinnerten.

»Es ist Sonntag, Parker«, sagte ich, räusperte mich und richtete mich auf.

»Ich weiß«, sagte er.

»Was willst du dann?«

Es war ein Unfall geschehen. Ein alter Mann, über achtzig, war in der Nacht irgendwo hinabgestürzt und gestorben; das hatte sich hier bei uns ereignet, und Parker wollte, dass ich hinfuhr.

»Warum ist das so dringend? Und wieso hinfahren? Ich spreche einfach noch einmal mit der Polizei«, sagte ich. »Mit wem hast du telefoniert?«

»Ich will ein Foto«, sagte Parker. Ich hörte, dass es ihm